

Zeitschrift: Solothurnisches Wochenblatt
Herausgeber: Franz Josef Gassmann
Band: 1 (1788)
Heft: 50

Artikel: Fortsetzung über die Einsamkeit
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-819887>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Solothurnerisches Wochenblatt.

Samstag den 13ten Christmonat, 1788.

Nro. 50.

Fortsetzung über die Einsamkeit.

Formosa est nullibi mulier, quam domi.
In publico laus fraus muliebria sunt. alvar.

Uber Hr. Wochner, was Teufels fällt ihnen noch
»ein? Einsamkeit und Klosterleben empfehlen, bey uns
»fern aufgeklärten Zeiten, wo die gesunde Politik die
»Bevölkerung als den größten Reichthum eines Staats
»ansieht; wo die vielen Fabriken und Manufakturen
»thätige Hände vonnöthen haben. — Wäre ich Mei-
»ster, ich machte sie heute noch zum Waldbruder im
»Kreuzen! Gewiß ihre Mönchsspekulation über Einsam-
»keit würde Ihnen da bald vergehen. Bleiben Sie doch
»künftig mit derley Quark zu Hause, sonst wird ihre
»Blatt zu Tabaks und Käse Makulatur werden. So
»pakte ich ein junger Herr an, für dessen Talente ich
»übrigens alle mögliche Achtung habe. Aufrichtig zu ge-
»stehen, dieser derbe Stoß verrückte meinen ganzen Plan.
»Ich muß izt mit meinen einsamen Gedanken anderst-
»wohin wandern, damit ich wegen der versprochenen
»Fortsetzung nicht zum Lügner werde.

So sehr ich für eine gewisse Art Einsamkeit einge-
»nommen bin, so wenig kann ich es billigen, daß gewisse
»Leute einsam sind. Diese Leute sind unsere sogenannten

Haageſtolze (Célibataires à la mode) dieſe Bequem-
ligkeitsherrn ſind gewöhnlich die erſten, die über das
Klöſterliche Leben ſchreyen, und bedenken in ihrer klein-
philosophiſchen Blindheit nicht, daß ein Einziger aus
ihrem Orden (auch politiſch betrachtet) dem Staate
mehr ſchadet, als ein Duzend ehrlicher Mönche. Dieſe
niedliche Menſchenart von Haageſtolzen ſorget nur für
ihr herzallerliebſtes Selbſt, und vermeidet alles, was
nur den Anſtrich einer Bürde oder Beſchwerlichkeit zu
haben ſcheint. Sie gleichen den Hummeln, die den
arbeitsamen Bienen ihr König ſtehlen. Man kann ſie
auch einſam ſchwärmende Gukū nennen, die ihre
Eyer in fremde Nester legen. Aber dieß wäre gar zu
hoſhaft, ſie haben ihrer ſeits auch wichtige Urſachen,
warum ſie ſich nicht vereheſtanden. Wir wollen doch
ihre Gründe anhören, eh' wir ſie als Thorhüter auf's
Grißemoos verbannen. — Man kann unmöglich mehr
Heirathen, ſagen ſie, die Weiber ſind ſo prächtig, ſo
köslich, daß man früh oder ſpät mit ihnen ein Lump
werden muß. Nur beim Stefnadelgeld möchten einem
die Haare ſchon gen Berg ſtehen. Laßt man ſie nicht
Meiſter, ſo fangen ſie weiß der Teufel was an. Die
Schönen gleichen einer guten Flinte, da kömmt euch
ein jeder Hagenschüz, und will ſie beguken. Die häß-
lichen ſind nicht des Toppels werth. Hat man Kin-
der, ſo gehts noch ärger; überläßt man ſelbe der Mut-
ter, ſo werden ſie verzärtelt und vertäſchelt. Will der
Vater ſelbſt über ſie Sorg tragen, ſo muß er ſich be-
quemen, ſie am Morgen herumzuträgen, und Nachmits-
tags blinde Maus mit ihnen zu ſpielen. 2c. Dieſes und
noch viel ſchrecklicherſ ſagen die Herrn wieder den Hl.
Eheſtand.

Ich will nicht unterſuchen, wie viel von all dem wahr
iſt, aber das iſt gewiß, daß dieſes alles meine Meinung

über die Einsamkeit bestätigt. Denn woher kommen alle die Unfugen, und Unordnungen, wovon besagte Hagestolzen reden, und worüber viele geplagte Ehemänner so bitterlich klagen, als eben von der Abneigung von Einsamkeit. Man liebt zu sehr die großen Gesellschaften. Man will sehen und gesehen werden. Man sucht zu gefallen. Man hat gerne einen Zirkel von Anbetern um sich. Die natürlichen Reize sucht man durch Kunst zu erhöhen, so wie man durch selbe die natürlichen Mängel zu verstecken sucht. Das alles kostet Geld. Der kleine häusliche Zirkel wird zu enge. An die Gesellschaften und ihr Geräusch gewöhnt, degoutiert alles im Hause. Sogar die Kinder, die eine Mutter in den Schoos ihrer Familie hinein bannen sollten, haben nicht Annehmlichkeit genug, eine Frau zu Hause zu behalten. So vergessen die Weiber ihre hohe Bestimmung, machen das Unglück ihrer Männer, ihrer Kinder — und ihr eignes, weil sie den Werth und die Nothwendigkeit einer Standesmäßigen Einsamkeit nicht kennen.

Ich kann mich nicht enthalten, hier eine Stelle aus einem gewissen Hans Jakob Rousseau, alten Bürger von Genf anzuführen. Sie hat einen unmittelbaren Bezug auf die Einsamkeit, von der ich rede. Der Verfasser, gar ein wunderlicher Kopf, hat so strenge Begriffe über weibliche Tugend, daß ihn viel Weiber als einen Erzeher oder Narren erklären. Doch hören wir jetzt, was er sagt.

Wenn man auch läugnen könnte, daß eine besondere Empfindung von Schamhaftigkeit den Weibern von Natur eigen sey, wär' es wohl weniger wahr, daß in der menschlichen Gesellschaft ein häusliches einsames Leben [NB. une vie domestique & retirée] ihr Antheil seyn

solle, und daß man sie in den Grundsätzen, die einen Bezug darauf haben, erziehen soll? Wenn die Schüchternheit, die Schamhaftigkeit, die Bescheidenheit, die ähnen eigen sind, gesellschaftliche Erfindungen sind, so liegt es der menschlichen Gesellschaft viel daran, daß die Weiber diese Eigenschaften erlangen: es liegt daran, selbst bei ihnen zu pflegen, und jedes Weib, das diese Eigenschaften verachtet, beleidigt die guten Sitten. Gibt es wohl in der Welt ein so rührendes, ein so ehrwürdiges Schauspiel, als dasjenige einer Hausmutter, die umgeben von ihren Kindern, die Arbeiten ihrer Bedienten anordnet, ihrem Manne ein glückliches Leben verschafft, und das Haus mit Klugheit regiert? Da zeigt sie sich in der ganzen Würde eines rechtschaffenen Frauenzimmers, nur da gebiethet sie uns Ehrfurcht, nur da empfängt die Schönheit mit Recht die Ehrenbezeugungen, die man der Tugend abstattet. Ein Haus, dessen Frau abwesend ist, gleicht einem Leib ohne Seele, welcher bald in Verwesung zerfällt; Ein Frauenzimmer außer ihrem Hause verliert ihren schönsten Glanz, und ihrer wahren Zierde beraubt, zeigt sie sich mit Unanständigkeit. Hat sie einen Gatten; was sucht sie unter den Männern? Hat sie keinen, warum setzt sie sich aus, denjenigen, der etwa versucht werden könnte, es zu werden, durch ein uneingezogenes Betragen abzuschrecken. Was sie immer thun mag, so fühlt man, daß sie öffentlich nicht an ihrem Platz ist, und ihre Schönheit selbst, die ohne einzunehmen gefällt, ist nur ein Unrecht mehr, das sie sich vorzuwerfen hat. Dieser Eindruck mag nun von der Natur oder der Erziehung kommen, er ist allen Völkern des Erdbodens gemein. Ueberall schätzt man die Weiber nach Maaßgabe ihrer Eingezogenheit. Ueberall ist man überzeugt, daß sie ihre Pflichten vernachlässigen, so bald sie ihre Sitten vernachlässigen. Ueber-

all sieht man, daß, sobald sie die feste und edle Herzhaftigkeit des Mannes in Unverschämtheit verkehren, sie durch diese häßliche Nachahmung sich erniedrigen, und ihr und unser Geschlecht zugleich entehren.

Ich weiß, daß in etwelchen Ländern entgegengesetzte Gebräuche herrschen. Aber sehet auch, welche Sitten sie erzeugt haben. Ich brauchte kein anders Beispiel, meine Maximen zu bekräftigen. Bey allen alten gesitteten Völkern lebten die Weiber sehr einsam. (NB. très renfermées) Sie erschienen selten öffentlich; Niemals mit den Männern; spazierten nicht mit ihnen, hatten nicht den besten Platz bey den Schauspielen, setzten sich nicht dabey zur Schau aus. Es ward ihnen nicht einmal erlaubt, allen bezuwohnen, und man weiß, daß die Todesstrafe für diejenigen bestimmt war, die es gewagt hätten, sich bey den olympischen Spielen erblicken zu lassen.

In dem Hause hatten sie eine besondere Wohnung, * wo die Männer nicht hinkamen. Wann ihre Männer zu essen gaben, erschienen sie selten bey Tische; ehrliche Weiber giengen vor Ende des Essens weg. Es gab keine gemeinschaftlichen Versammlungen für beyde Geschlechter. (aucune assemblée commune.) Sie brachten den Tag nicht mit, und unter einander zu. Diese Sorgfalt sich nicht bis zum Ekel an einander zu ersättigen, machte, daß man sich mit mehr Vergnügen wieder sah. Gewiß ist, daß überhaupt genohmen der Hausfriede besser befestigt war, und daß unter den Ehegenossen mehr Einnigkeit herrschte, als heut zu Tage unter ihnen herrscht.

Ey! Ey! Du guter Hans Jakob! Mache deinen Büntel hier, wie auf der Insel St. Joh. im Bielersee.

Das deutsche Wort Frauenzimmer stammt von der Gewohnheit ab, nach welcher das weibliche Geschlecht von gutem und vornehmen Stande von dem männlichen abgesondert wohnte. Adelung.